

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Siegfried's Zähne schlugen wie im Fieberfrost zusammen. Seine Augen starrten weit aufgerissen, in tödlicher Angst und Pein auf Rosa, auf den Grafen.

„Sprich!“ wiederholte Sziget dringender. — „Ich will eine Antwort haben. Ich frage Dich nun zum letztenmale.“

Siegfried hob die Augen mit dem Ausdrucke herzzerreißenden Jammers und übernatürlicher Resignation zugleich zum Himmel auf.

„Herr, lasse auf sein Haupt fallen, daß ich meine reinsten Gefühle verleugnen, mein Herz verhärten, meine Schwester dem Tode preisgeben muß!“ flüsterte er vor sich hin. „Brutus opferte seine Kinder dem Vaterlande, ich weihe meine Schwester dem Verderben für die geheiligte Sache der Patrioten. Nur war die Aufgabe des Römers leichter, seine Söhne waren schuldig. Was aber hat jenes arme, unglückselige Kind verbrochen?“

„Ich will Antwort!“ fuhr Graf Sziget monoton fort.

Siegfried starrte ihn stumm und haßerfüllt an. — Dann schüttelte er den Kopf und schloß die Augen. — Das Signal zu dem Tode seiner Schwester vermochte er doch nicht zu geben durch ein abweisendes Wort.

Der Graf stand überrascht, verwirrt. Er hatte es nicht erwartet, daß Siegfried seine Schwester preisgeben, daß der Patriotismus in ihm die Stimme des Blutes ersticken würde. — Wiederholt hob er den Arm mit der Pistole, wiederholt zielte er nach Rosa.

Siegfried sah es nicht. — Bleich und unbeweglich wie eine Wachsmaske starrte dem Grafen das Gesicht des Jünglings entgegen, die geschlossenen Augen vermehrten noch das Unheimliche seines Anblickes.

„Und so sollte ich denn besiegt werden von ihm!“ schrie der Graf, zornig mit dem Fuß stampfend. „Starrkopf, wenn Du denn nicht sehen willst, so sollst Du hören.“ Und wieder zielte er. Sein Blick fiel dabei auf Rosa. Sie hatte ihre Furcht plötzlich vergessen in der Entdeckung eines gezähmten Vogels, der frei im Waffensaale umherschwirrte. Freudig haschte sie nach dem Tierchen und sang dabei eine Volksmelodie mit süßer, leiser Stimme vor sich hin. — Sie sah unbeschreiblich hold und reizend aus, selbst ihre gewöhnlich starren und ausdruckslosen Augen waren von einem Strahle kindischen Jubels belebt.

Der Graf ließ die Pistole sinken. „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ murmelte er gerührt und zornig zugleich.

Im nächsten Augenblick zuckte ein dämonisches Lächeln um seine Lippen. — Er trat zu Siegfried und beugte sich tief über ihn.

„Du bist unempfindlich gegen den Tod Deiner Schwester!“ raunte er ihm zu. „Vielleicht wirst Du es nicht gegen ihre — Schmach sein. Rosa ist in meiner Macht — Du verstehst mich! Entschließe Dich!“

Siegfried verriet durch keinen Laut, durch kein Zucken der Augenwimpern, ob er die neue Drohung gehört und aufgefaßt hatte.

Befremdet legte der Graf seine Hand auf die Brust des Gefesselten, kein Atem hob und senkte dieselbe, das Uebermaß der Angst, des Entsetzens, der Verzweiflung, die Riesengröße des gebrachten Opfers hatte selbst diese gigantischen Jugendkräfte überwältigt. — Siegfried lag in einer tiefen Ohnmacht befangen auf dem Steinboden.

Graf Sziget rief den getreuen Josef herbei und übertrug ihm die Sorge für den Bewußtlosen auf. „Du magst ihn mit Ferdinands Hilfe nach einem der Gastzimmer schaffen,“ fügte er hinzu. „Wenn er wieder zu sich selbst gekommen ist, werdet ihr ihn mit niemanden sprechen lassen. Dies eure strenge Instruktion. Nun macht, daß ich bald allein bin und ungestört arbeiten kann.“

Er ging auf Rosa zu, die den Vogel eingefangen hatte und nun dessen zartes Körperchen behutsam zwischen ihren Fingern hielt.

„Wenn Du artig bist und mit mir zu Frau Wallner gehen willst, so schenke ich Dir den Vogel!“ sagte er beinahe weich zu dem Mädchen.

„Aber wenn Siegfried aufgewacht ist, wird er zu mir kommen, nicht wahr?“ fragte sie zögernd.



Natalie, Königin von Serbien. (Mit Text.)

„Ganz gewiß,“ erwiderte der Graf.

Sie ließ sich nun geduldig fortführen. Der Graf begleitete sie bis zu der Gattin seines Haushofmeisters. Die Matrone atmete erleichtert auf, als sie ihren geliebten Schützling so ruhig und harmlos vergnügt wieder sah. Sie hatte sich in der letzten Stunde einer lebhaften Angst um Rosa nicht erwehren können.

Der Graf kehrte nach einigen gleichgültigen Worten in den Waffensaal zurück. Er blickte nach seiner Uhr. „A . . . . . kann mit dem besten Willen nicht vor einer halben Stunde hier sein. Ich habe also Zeit.“

Er öffnete das Päckchen, welches er Siegfried abgenommen hatte. Es enthielt einen vollständigen topographischen Plan der Stadt Wien, die Aufzeichnung der Waffen und Mundvorräte, über welche die Insurrektion im Falle einer Belagerung verfügen konnte und endlich ein Schreiben an A . . . . . folgenden Inhaltes:

„Eile ohne Unruhe — Thatkraft mit Ueberlegung. Rasches Handeln ohne Aufschub und ohne Ueberstürzen. — Die Brüder warten! Unsere Schwester hat ein Landhaus bezogen am Donauufer, unweit Theben. Dort versammeln sich die Freunde zur lustigen Hochzeit. Zahlreiche Schiffe werden den Gästen entgegeneilen. Die Hochzeitsreise soll nach Wien gehen. In den Auen des Praters werden die Neuvermählten von den Wiener Verwandten empfangen und im Triumph nach der Stadt geführt werden zu Tanz und Festfreude. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Die Brautleute sind ungeduldig und sehnen sich nach der Vereinigung. — Ueberdies könnten durch ein unkluges Zögern Hindernisse eintreten und die Heirat vereiteln. Noch einmal, die Verwandten in Wien warten!“

„Und dennoch bedarf es nicht einmal meines ganzen Scharfsinnes, um auch ohne Siegfrieds Erklärungen ins Klare zu kommen!“ rief der Graf triumphierend. „Die Wiener Revolutionäre rufen die ungarischen Brüder — sie fordern rasches Handeln, es liegt also Gefahr im Verzuge. Das sei die Richtschnur für mein Handeln. Dieses Blatt muß mit einem anderen verwechselt werden, welches das Gegenteil sagt.“ — Hastig ließ er die Feder über einen Bogen Papier hinfliegen. Nach kaum fünf Minuten überlas er mit sichtlicher Zufriedenheit folgende Epistel:

„Die Verwandten in Wien halten die Zeit für ein rasches Handeln noch nicht gekommen. Die Hochzeit muß aufgeschoben werden, noch sind viele Hindernisse zu beseitigen. Die Freunde des Paares mögen sich immerhin bereit halten, sie werden bald gerufen werden zum großen Feste. Für jetzt senden wir Brüdergrüße und fromme Wünsche. Bald muß die Morgenröte des großen Tages anbrechen!“

„Wir gewinnen auf diese Weise Zeit, fast mehr als nötig!“ murmelte der Graf. „Die österreichische Armee kann die nötigen Märsche, um Wien einzuschließen, in aller Bequemlichkeit vollziehen und wenn dies geschehen ist, muß jede Vereinigung der Ungarn mit der österreichischen Revolutionspartei ein unausführbarer Wunsch bleiben. Bei Gott — ich leiste dem Kaiser einen wichtigen Dienst!“

Der Graf kopierte das nun verfaßte Blatt mit verstellter Handschrift und drückte ein Siegel mit dem Wiener Stadtwappen darauf, um dem Dokumente die volle Aehnlichkeit mit dem unterschlagenen zu geben.

Er verfaßte hierauf einen zweiten Brief an den österreichischen Armeekommandanten, dem er die Ueberwachung der Donau anempfahl. Nach dem Inhalte des aufgefangenen Schreibens wollten ja die Wiener den Ungarn Schiffe entgegen senden, vielleicht mit Waffen und Mannschaft beladen. Es gab also gute Beute zu machen und überdies eine mögliche Verständigung der beiden Aufruhrsparteien zu verhindern. Der Graf hatte diesen Brief eben versiegelt und in seine Brusttasche geschoben, als ihm das Eintreffen des Grafen A . . . . . gemeldet wurde.

Die Unterhaltung der beiden Männer dauerte ziemlich lange. Graf Sziget wußte den Freund zuerst mit dem Wörtchen „Verrat“ zu erschrecken und dann völlig zu Siegfrieds Ungunsten zu stimmen. Der schöne und stolze Patriote A . . . . . wußte es selbst nicht, wie er zu dem Entschlusse geführt wurde, daß Graf Sziget den jungen Sailer in festem Gewahrsam halten sollte. Graf Sziget ließ sich im Gegenteil einen ziemlichen Widerwillen gegen die ihm zugedachte Rolle des Gefangenwärters anmerken und schließlich bemerkte er, er müsse wohl nachgeben, da er, sein Haus, sein ganzes Vermögen den Patrioten zu Diensten stehe.

Der Graf A. begehrte Siegfried zu sehen. Graf Sziget erwartete, daß der Jüngling in Anklagen und Verwünschungen ausbrechen würde; aber gerade das Gegenteil erfolgte. Siegfried lag auf dem Bette, wohin die Diener ihn gebracht hatten. Als der Graf mit Fragen und Vorwürfen in ihn drang, hob er nur mit schmerzhaftem Ausdruck den Blick zu ihm empor und schüttelte den Kopf.

„Geh — ich verachte Dich — ich hätte auf Deine Treue geschworen! Ich liebte Dich wie einen Bruder!“ rief der Graf A. gereizt.

„Ein Verräter scheinen, oder ein Verräter sein!“ murmelte Siegfried vor sich hin. „O, mein Gott, verzeihe, wenn ich unter der schweren Last kraftlos zusammenbreche!“

„Was kannst Du zu Deinen Gunsten sagen?“ fragte der Graf, von dem Klange seiner Stimme unwillkürlich erschüttert.

„Nichts, denn man würde mir doch nicht glauben. Meine Mutter hatte recht, wir Bürgersleute kommen gegen die Aristokraten nicht auf. Graf Sziget klagt an und ich bin entehrt, verachtet, gerichtet!“

„Ich wußte es lange, er haßt den Adel!“ sagte Graf Sziget, „und vielleicht neigte er sich darum zu der kaiserlichen Partei, weil in Ungarn die Aristokratie die Leitung der patriotischen Erhebung übernommen hat.“

Der Graf folgte dem Freunde in den Waffensaal zurück. Dort sah er die Papiere durch, die Graf Sziget angeblich aus Siegfrieds Händen zu verräterischen Zwecken erhalten hatte.

„Von Wien aus rät man zum Zuwarten?“ rief Graf A . . . . . unzufrieden. „Das stimmt nicht mit meinen Ansichten und Wünschen überein. Der Kaiser gewinnt allzuviele Zeit, seine Militärkräfte zu sammeln und dennoch müssen wir uns fügen. Es stünde uns übel an, wenn wir den österreichischen Brüdern unseren Beistand aufdrängen wollten.“

„Und was wird man über jenen jungen Menschen beschließen? Ich möchte nicht, daß ihm auf meine Anklage hin allzu Schlimmes widerführe!“

„Ich muß mit meinen Gefährten darüber beraten, lieber Sziget. Auch ich bin der Meinung, daß wir unseren jungen Bund nicht mit Blut besudeln dürfen und wäre es auch das eines Verräters. Bei Dir weiß ich den Burschen sicher; dies ist fürs erste genug!“

Graf Sziget wendete sich zum Schreibtische, um die unwillkürlich in seinen Augen funkelnde Befriedigung zu verbergen. Siegfried blieb in seiner Gewalt; jede Gefahr war damit für die nächste Zeit beseitigt. Sollte man später in müßigeren Tagen daran denken, dem angeblichen Landesverräter den Prozeß zu machen und sollten sich hierbei Zweifel wider ihn selbst erheben, dann war er längst geborgen im Schutze des Kaisers, auf den er sich durch den geleisteten Dienst ein volles Recht erworben hatte. Für den Kaiser hatte er sein Leben eingesetzt und der Kaiser würde mit Freude seine selbst inmitten des Aufruhrs aller Volkselemente mächtige Hand behütend nach ihm ausstrecken.

Graf A . . . . . drückte beim Abschied arglos die Hand des Mannes, der zum wahren Verräter an seinem Vaterlande geworden war. Im gleichen Augenblicke verfluchten seine Gedanken den treuesten Diener Ungarns, den armen, opferwilligen, verleumdeten Siegfried.

8.

In Wien schienen mit einemmale alle Elemente der öffentlichen Ordnung, alle Bande gelöst, welche die wegen ihrer Loyalität bekannten Stadtbürger mit dem Kaiserhause verknüpft hatten. Der Herrscher und seine Angehörigen, sein Hofstaat, sie waren vor dem Gewittersturm entflohen, dessen Donnerschläge die Grundfesten des Reiches erschütterten. Die meisten Familien der höheren österreichischen Aristokratie folgten nach und nach dem Beispiel des Kaisers, fürchtend, daß sich die Schrecknisse, mit welchen die französische Revolution das vorige Jahrhundert erfüllt hatte, sich in Wien wiederholen könnten.

So blieb der Unwille des Volkes auf die wenigen „Kaiserlich Gesinnten“ konzentriert, die entweder den Mut besaßen, dem Sturme zu trotzen oder aber durch die Verhältnisse hiezu gezwungen wurden. Unter diesen „übelangesehenen Persönlichkeiten“ befand sich in erster Linie der österreichische Kriegsminister. Er hatte in Wien aushalten wollen, auf seinem Posten, um die Bewegungen der Armee dirigieren zu können und vor allem den Schatz zu bewachen, der zu Kriegszwecken in seinem Hause aufgespeichert lag.

Als er einsehen lernte, daß er der Sache seines kaiserlichen Herrn doch nichts mehr nützen konnte, daß sein Posten ein verlorener war, da hatte er den richtigen Augenblick für die Flucht schon versäumt, da sah er sich isoliert und eingeschlossen. Nie und nimmer hätte ihn das aufgeregte Volk ungefährdet aus den Wiener Stadtthoren ziehen lassen.

„Ich werde also bleiben!“ sagte der Greis. „Meine weißen Haare werden mich vor dem Aeußersten schützen. Ich fühle mich sicher trotz allem und allem. Meine guten Wiener werden dieses ergraute Haupt nicht antasten. Sie werden dem Tod nicht vorgreifen wollen, der ohnehin schon seine Hand nach mir ausstreckt.“

Er leistete selbst seinen beiden Söhnen Widerstand, die verkleidet von der Armee nach Wien kamen, um den Vater aus seiner gefährlichen Position zu befreien. — „Nein, vor Monaten wäre meine Entfernung vielleicht ein Akt der Klugheit gewesen, jetzt müßte sie als persönliche Feigheit bezeichnet werden, und ich mag nicht mit einer Schamröte auf den Wangen in die Grube steigen.“

Bei dieser Antwort blieb der Greis, allen Bitten und Vorstellungen gegenüber. Daß er aber trotzdem den ganzen Ernst der Situation nicht unterschätzte, bewies die Unterredung, zu der er eines Morgens den noch immer unter seinem Dache weilenden Grafen Ergyedy berufen ließ.

„Ich habe eine recht traurige Pflicht an Dir zu erfüllen!“ sagte er melancholisch lächelnd zu dem Freunde. „Ich muß Dich und Deine Tochter aus meinem Hause schicken. Ihr seid nicht mehr sicher hier!“

„Nie und nimmer werden wir Dich verlassen!“ rief Ergyedy entschlossen dagegen. „Adriana denkt wie ich; wir wollen nicht den Ratten gleichen, die das sinkende Schiff verlassen. Wenn Gefahr im Verzuge ist, wohlan, wir wollen sie teilen und ich wüßte überdies nicht, in welchem Punkte des Reiches wirkliche Sicherheit für uns wäre! Müssen wir untergehen, so sei es an der Seite des treuen Freundes!“

Der Minister führte den Grafen mit sanfter Gewalt an das Fenster.

„Thorheiten!“ sagte er, „da blicke hinab. Sieh, wie das Volk tobt und durcheinander wogt. Sieh, wie sie die Fäuste schütteln, da sie mich

erblickt haben! Das ist ein aufgewühltes Meer, dessen Wellen die Mauern dieses Palastes brechen werden. Fliehe, so lange es Zeit ist, ich bitte Dich darum! Ich selber bin sicher vor dem Aergsten, mich schützt mein greises Haupt. Du aber bist noch nicht alt genug, um — Mitleid zu erregen, das hast Du ja schon leider selbst an Dir erfahren, als sie Steine nach Dir schleuderten, und Deine Tochter — bedenke, das herrliche, junge Geschöpf! Nicht nur der Tod wäre für sie zu fürchten, wenn sie in die Hände des Pöbels fiele!"

Der Graf zuckte betroffen zusammen.

„Du hast recht!" murmelte er, „und doch kann ich mich nicht entschließen, Dich hier zurückzulassen, allein, schutzlos. Deine Söhne kämpfen in der kaiserlichen Armee. Sie können nicht herbeieilen zum Schutze des Vaters!"

„Ueber mir ist Gottes Hand!" sagte der Greis ruhig. „Aber Du entschließe Dich, fliehe!"

„Und wohin sollte ich mich wenden?" rief der Graf schwankend.

„Nach Ungarn zurück, verbirg Dich in einem Deiner Landschlösser. Auf der entlegensten Puszta allein ist Sicherheit für Dich und Adriana. Deine Unterthanen werden Dich beschützen und verteidigen, denn Du warst ihnen kein harter Herr!"

„So sei es, um meines Kindes willen!" erwiderte Ergyedy. „Es bleibt noch die Schwierigkeit, aus Wien zu entkommen."

„Dafür lasse mich sorgen. Heute nacht, wenn alle diese Volksschreier im tiefen Schlafe liegen, werdet ihr in Begleitung meiner treuesten Diener zu Fuße den Palast verlassen und euch nach der Vorstadt Wieden begeben. Dort wird euch der Wirt des Hotels zum goldenen Lamm, der ein ergebener Anhänger des Kaisers ist, einen Wagen zur Verfügung stellen, Postpferde findet ihr überall auf eurem Wege und binnen kurzem werdet ihr euch in Sicherheit befinden. Geht mit Gott, mein Segen, meine heißen Wünsche folgen euch!"

„Warum aber gehst Du nicht mit uns?" rief Graf Ergyedy erschüttert. „Dein Ausharren hier ist unnütze Tollkühnheit. Du rettest hier nicht mehr, was längst verloren ist!"

„Ich bin wie der treue Hund, der nötigenfalls auf dem Eigentum seines Herrn stirbt, das ihm zur Bewachung übergeben ist. Könnte ich die Millionen mit mir nehmen, die hier aufgespeichert liegen, vielleicht würde ich an Flucht denken. Aber das Gold, das Silber, die Banknotenrollen, sie lassen sich nicht in unseren Rocktaschen forttransportieren, und bedenke, ob man fünf oder sechs Wägen, deren wir wenigstens bedürften, von hier fortkommen ließe! Nicht ich bins ja eigentlich, dem sie da unten drohen, den Schatz, den ich bewache, möchten sie haben. Ich gleiche für sie dem Drachen, den sie besiegen müssen, ehe sie zur verwunschenen Prinzessin in den goldstrotzenden Zauberpalast gelangen können!"

„Du bist unverbesserlich!" rief Ergyedy halb schmerzlich und halb unwillig. „Gott nehme Dich in seine Hut! Ich fürchte nur, daß Du Dich in der Großmut des Pöbels verrechnest!"

So trennten sich die beiden Männer Ergyedy ging zu seiner Tochter, um sie mit der Notwendigkeit einer raschen Flucht bekannt zu machen.

„Und wir lassen ihn also allein, den alten Mann?" sagte Adriana betroffen.

„Er selbst will es so; er bat mich, mit Dir zu fliehen, er wußte mich mit triftigen Gründen zu überzeugen!"

„Wohin werden wir uns wenden?" fragte das Mädchen gedankenvoll.

„Nach Ungarn; nach unserem Landgute unweit Gran."

„O, das ist ein vernünftiger Gedanke, mein lieber Papa."

„Und warum scheint Dir das so?" fragte der Graf verwundert.

„Nun, ich meinte nur so!" stotterte Adriana verwirrt und errötend.

Sie konnte dem Vater nicht sagen, daß sie gefürchtet hatte, er möchte sich mit ihr nach Böhmen wenden, gleich so vielen anderen Adelsfamilien! Und warum war es ihr nicht gleichgültig, ob sie nach Böhmen ging oder anderswohin? fragte sie sich im nächsten Augenblicke selber.

Siegfrieds Bild trat vor ihr geistiges Auge, der ihr geraubte Kuß schien von neuem auf ihren Lippen zu brennen. In Ungarn weilte er. Adriana schüttelte plötzlich zornig den Kopf; was hatte sie mit Siegfried zu schaffen? Freilich war er ihr Lebensretter geworden! Doch dafür war sie ihm nur Dank schuldig, nicht diesen heißen Wunsch, ihn wiederzusehen, ihn, den niedrigen Sohn des Volkes, der sich nimmer erheben konnte zu ihr.

„Nein, nein, das muß ein Ende nehmen!" entfloh es unbewußt ihren Lippen.

„Du bist aufgeregt, wie es scheint," sagte der Graf. „Uebrigens kein Wunder. Das ewige Brüllen des Volkshaufens da unten kann wirklich nervös machen. Gott sei Dank, binnen weniger Stunden werden wir diese verdammten Schreier im Rücken haben. Bereite vor was nötig ist; nimm jedoch nur das Allernötigste mit Dir Wir dürfen keine Tasche, keinen Pack mit uns tragen; das könnte Verdacht erwecken bei denen, die uns begegnen."

Der Graf küßte seine Tochter und begab sich in sein eigenes Zimmer, um seine wichtigeren Schriften und einige unentbehrliche Kleinigkeiten in seinen Kleidern unterzubringen.

Der Kriegsminister ließ seine Gäste zum Abendthee bitten. Hier im gemütlichen Familiensalon sollte der Abschied genommen werden, ein bedeutungsvoller Abschied — ein ewiger, wie den Beteiligten eine trübe Ahnung zuzuflüstern schien.

Der Greis zeigte sich heiter, gesprächig. Der Graf suchte es ihm gleich zu thun, obwohl ihm oft das Wort auf den Lippen stockte. Nur Adriana, wenig an Verstellung gewöhnt, fühlte ihre Augen feucht werden, so oft ihr Auge den Freund des Vaters traf, der stets so liebevoll gegen sie gewesen war, der sie einst, als kleines Mädchen, auf seinen Knieen geschaukelt hatte. Der Minister bemerkte Adriana's Rührung und bange Empfindung. Er zog sie sanft an sich und küßte sie auf die Stirne.

„Gutes Kind, Du beweinst mich!" sagte er. „Du betrachtest mich gleich einem Sterbenden. Wohl, sei es! Die Bitten eines Sterbenden pflegt man zu beachten. Schon lange drängt es mich, Dir einen geheimen aber innigen Wunsch auszusprechen, liebe Adriana. Ich möchte Dich als die Gattin meines ältesten Sohnes sehen. Laß mich in dieser bangen Stunde den Brautwerber bei Dir machen, da Dein kaltes Benehmen dem armen Jungen stets den Mut genommen hat, Dir seine heiße Liebe zu gestehen!"

Ein Angstlaut entrang sich Adriana's bleich gewordenen Lippen. Sie starrte mit unverhehltem Entsetzen auf den bittenden Greis.

„Dein Wunsch vereint sich mit dem meinen!" rief Graf Ergyedy lebhaft, „und sei versichert, daß ich den ehrenden Antrag mit meiner vollen väterlichen Autorität bei ihr unterstützen werde!"

Adriana erhob sich von ihrem Sitze und ergriff die beiden Hände des Ministers.

„Fordern Sie kein Versprechen von mir, ich kann keines geben!" sagte sie konvulsivisch schluchzend. „Mein Herz weiß nichts von Liebe, will nichts davon wissen. Ich würde Ihren Sohn unglücklich machen und selber elend sein. Sie sind so gut gegen alle, seien Sie barmherzig gegen mich. Sagen Sie meinem Vater, daß er mir meine Freiheit lassen, mich zu keinem Schritte zwingen soll, den ich nicht aus mir selber thun kann! O, mein Gott, mußte die entsetzliche Beklemmung auch noch zu dem Jammer dieser unseligen Zeiten kommen! Ist dies ein passender Augenblick, um an Liebe und Hochzeit zu denken?"

Der Greis legte seine Hand beschwichtigend auf Adriana's Haupt.

„Ich sprach heute, weil ich nicht weiß, ob mir später noch Zeit dazu gegeben ist!" sagte er sanft. „Beruhige Dich, mein armes Kind, es war ein Wunsch, eine Bitte, die ich an Dich richtete —"

„Und worauf ich nicht vergessen werde!" schaltete der Graf ein.

„Nein, Adriana soll nicht beeinflußt werden oder leiden um meinetwillen!" rief der Greis lebhaft.

Adriana küßte dankbar seine Hand.

„O, ich wußte es ja, daß Sie mich nicht ängstigen, nicht elend machen wollten!" murmelte sie, noch immer weinend.

„Thörin, sie thut gegen alle so spröde!" rief Graf Ergyedy, „und endlich muß doch dieses harte Eis gebrochen werden. Doch in einem Punkte hat sie recht: Lassen wir diese schönen und heiteren Pläne für spätere Zeiten. Unter unseren Füßen glüht ein Vulkan. Wer weiß wie wenige sich von uns retten werden vor dem nahe drohenden Ausbruch!"

Die für die Flucht verabredete Stunde war herangekommen. Der greise Minister erhob sich und rief die Diener herbei, die seine Gäste begleiten sollten.

Adriana nahm Hut und Mantel, ein dichter Schleier verhüllte ihr Antlitz. Der Graf war in einen langen Ueberrock gekleidet, der ihm das Ansehen eines Landpastors gab. Der Kriegsminister umarmte den Freund und küßte Adriana auf beide Wangen. Dann wandte er sich ab, eine Thräne rollte in seinen grauen Bart hinab.

„Komm mit uns!" bat Ergyedy nochmals und auch Adriana drang mit heißem Flehen in den Greis.

Vergebens!

„Geht mit Gott; verliert nicht die kostbare Zeit!" rief er ihnen statt jeder Antwort zu.

Sie gingen endlich, von zwei Dienern begleitet. Unbemerkt schlüpften sie aus dem Palaste, unangehalten erreichten sie das Hotel, dessen Wirt sie mit Versicherung seiner Dienstbereitschaft und Ergebenheit aufnahm. Wenige Stunden später fuhren sie auf der einsamen Landstraße dahin, nachdenklich, schweigsam.

Der Graf beschäftigte sich unwillkürlich mit Adriana's seltsamem Verhalten den Wünschen seines Freundes gegenüber. So leidenschaftlich hatte er seine Tochter noch nie gesehen. Das war nicht mehr die kühle oder spöttische Abweisung eines Heiratsantrages, wie sie schon so viele ausgeteilt hatte. So pflegt ein schon gefesseltes und liebendes Herz gegen ihm aufgedrängte, unerwünschte Bande zu protestieren. Aber wie und durch wen sollte Adriana die Liebe kennen gelernt haben? Keinen Blick hatte sie je einem Manne geschenkt, bei dem eine wärmere Deutung möglich gewesen wäre.

Adriana selbst kämpfte mit seltsamen Gefühlen und Gedanken. Auch sie suchte das Entsetzen zu enträtseln, mit dem die Bitte des väterlichen Freundes sie erfüllt hatte; und wieder trat Siegfrieds hohe, schöne Gestalt aufdringlich dazwischen. Sie drückte ihre Augen fest in die Kissen des Wagens, bis sich statt der Züge des Jünglings feurige Sterne und Funken vor ihr bewegten. Alles wollte sie sehen, nur nicht diese großen,

strahlenden Augen, die ihr das Herz zum rascheren Klopfen brachten und ihr die Vernunft verwirrten. Dennoch mußte sie an Siegfried denken immerfort, immerfort, wenn auch nur um ihn zurückzuweisen, ihn zu verbannen aus ihrer Erinnerung! Es war der letzte, kriegerische Ausfall aus der jungfräulichen Festung ihres Herzens, die sich zur Kapitulation vorbereitete.

9.

„Ich will Siegfried sehen!" sagte Rosa unablässig zu Frau Wallner.

„Geduld, Herzchen!" erwiderte die Matrone mit unerschöpflichem Gleichmute. „Du mußt warten bis Du heimkommst zu Deinen Eltern, dort wirst Du Deinen Bruder wiederfinden."

„Nein, Siegfried ist hier im Hause, ich hab ihn gesehen! Er konnte aber nicht mit mir gehen, weil sie ihm die Füße zusammengebunden haben!"

Frau Wallner nahm dies als eine der vielen Wahnreden hin, die dem Munde des Mädchens entschlüpften, denn ihr Gatte sowie auch die Diener hatten ein strenges Stillschweigen über Siegfrieds Anwesenheit im Palaste beobachtet.

Eines Tages aber kam Rosa, die frei im ganzen Hause umherschweifen durfte, triumphierend zu Frau Wallner.

„Ich hab ihn gefunden!" erzählte sie lebhaft. „Ich hab ihn durchs Schlüsselloch gesehen, aber ich konnte die Thüre nicht öffnen, und dann kam der häßliche Josef und jagte mich fort und sagte, daß ich nimmer an diese Thüre klopfen dürfte, da stecke ein böser, schwarzer Mann dahinter, der mir etwas zuleide thun würde. Ich weiß aber, daß mein Siegfried dort drinnen ist und ich will zu ihm; er soll mich heim zur Mutter führen."

Rosa ergriff die Matrone bei den Kleidern und zog sie fast gewaltsam mit sich.

Es war doch ein wenig Neugierde mit im Spiele, wenn Frau Wallner dem irrsinnigen Kinde folgte; sie konnte nun nicht mehr daran glauben, das Rosa's Erzählung nur bloße Erfindung sein sollte. Sie hatte gewisse geheimnisvolle Mienen an Josef und Ferdinand bemerkt. Leute auf niedriger Bildungsstufe können zwar ein Geheimnis bei sich behalten, nicht aber jenes Wichtigthun verleugnen, welches sogleich kundgibt, daß sie etwas zu verschweigen haben.

Rosa führte Frau Wallner durch mehrere Korridore in einen Seitenflügel des Palastes, dann ging es mehrere Stufen abwärts in einen Raum, den die Matrone bisher nie betreten, nicht einmal von seiner Existenz gewußt hatte. Es war dies eine große Halle, in welche mehrere hohe Eichenthüren mündeten. — Vor einer dieser Thüren blieb Rosa stehen und beugte sich zu dem Schlüsselloche.

„Siegfried, Siegfried!" rief sie sehnsuchtsvoll.

„Schwester, meine süße Rosa!" klang es innig zurück. „Wie tröstet es mich, Deine liebe Stimme zu hören!"

„Habe ich nicht recht gehabt, ist er nicht drinnen?" rief Rosa triumphierend.

Frau Wallner sah blaß und betroffen aus. Sie drückte an die Klinke, vergebens, die Thüre war versperrt.

„Warum hält man diese beiden Geschwister mit Gewalt hier zurück?" fragte sie sich unter hundert Zweifeln. „Geht unser Herr auf unrechten Wegen, und mein Gatte dient ihm und hilft ihm vielleicht bei einem Verbrechen? Wenn mein Mann doch nur hier wäre, daß ich ihn befragen könnte; aber diese ewigen Reisen!"

Sie drängte Rosa sanft zurück und blickte durch das Schlüsselloch. Sie sah einen schönen, bleichen Jüngling auf einem Stuhle sitzen; eine unbeschreibliche Trauer lag auf seinen Zügen, eine tiefe Entmutigung in seiner Haltung.

„Mein Gott, warum sind Sie aber hier eingesperrt?" konnte sich Frau Wallner nicht enthalten hineinzurufen.

„Fragen Sie das meine Unterdrücker, die mich in diesen Hinterhalt gelockt haben!" erwiderte der Jüngling mit dumpfer Stimme.

„Und war mein Mann auch dabei, den Haushofmeister des Grafen meine ich?" fragte Frau Wallner lebhaft. „Dann that er's unüberlegt, aus Gehorsam gegen seinen Herrn; denn mein guter Wallner ist eines Verbrechens ganz unfähig!"

„Und doch war er's, der mich hieher führte, der es mit ansah, wie schmählich man an mir handelte!"

„Still, ich höre Schritte!" rief die Matrone erschrocken. Sie riß Rosa mit sich in den dunklen Korridor zurück, wo sie sich in einen Winkel drückten.

Von der anderen Seite kam Josef; er warf einen forschenden Blick in die Halle und ging dann wieder davon.

Frau Wallner kehrte an die Thüre des improvisierten Gefängnisses zurück. Sie ließ sich die traurige Geschichte Siegfrieds erzählen. Sie bekam mehrmals die Augen dabei von Thränen feucht und drückte die arme Rosa an ihr Herz, die einer so dringenden Gefahr ausgesetzt gewesen war.

„Und mein Mann hat bei all den Schurkereien helfen können?" rief sie wie außer sich, als der Jüngling seine Erzählung beendet hatte. „Aber er soll's gut machen, er soll's gut machen, das schwöre ich bei dem Haupte dieses armen, unschuldigen Mädchens! Er hat zu wählen zwischen mir und seinem schlechten, verderbten Herrn! Ich will nicht die Gattin eines Schurken heißen. Auch ich halte treu zu meinem Kaiser; aber dem Kaiser dient man nicht durch Verräterei und schuftige Streiche. Diese entsetzlichen Zeiten, dieser Aufruhr; niemals wäre das alles gekommen, wenn nicht die schlechten, bezahlten Diener und die falschen, übereifrigen Ratgeber zwischen dem Kaiser und dem Volk gestanden wären und unter dem Vorwand, ihrem Herrn zu dienen, für ihre eigenen Zwecke gearbeitet hätten. Der Kaiser ist gut und das Volk war treu und geduldig, nur sind sie mit Absicht gegen einander gehetzt worden und haben sich nie mit einander verständigen können. Aber ich wenigstens will nicht zu den Unheilsstiftern halten. Eher verlasse ich meinen eigenen Mann, als daß ich Ungerechtigkeiten und Schurkenstreiche mitansehe! Seien Sie ruhig und getröstet, armer, junger Mensch, die Frau Wallner verspricht Ihnen, daß Sie aus Ihrer traurigen Lage befreit werden sollen und die Frau Wallner pflegt Wort zu halten, und über Ihre Schwester wache ich auch. Kein



Ungebetene Gäste.



Panorama von Berlin. (Mit Text.)

unrechter Hauch soll das arme Ding verunglimpfen, und für heute genug. — Ich glaube, daß ich den verdammten Josef schon wieder herschlürfen höre. Der nimmt's ernst mit seinem Wächteramt, scheint zum Gefangenenwächter geboren zu sein. Guten Tag und guten Mut! Der liebe Gott hat auch noch seine uralten, treuen Augen offen!"

(Fortsetzung folgt.)

Beglückt durch fremde Schuld.

Novellette von Georg v. Seyfried.

(Schluß.)

Als der Monat um war, erhielten mehrere der Commis ihre Kündigung, und unter ihnen auch Wilhelm. Er erschrak darüber, aber er wagte, eingedenk seines Vergehens, keine Frage. Erst an dem Tage, wo die Kündigungsfrist abgelaufen war und Willy austreten sollte, ward er zu Herrn Neubert in das innere Comptoir entboten.

„Herr Kreuzhaagen, haben Sie eine Stelle gefunden?" fragte Robert, und erhielt von dem verlegenen Commis eine verneinende Antwort. „Was gedenken Sie zu thun?" fuhr der Prinzipal fort.

„Ich habe Aussicht, eine Stelle in England zu finden, Herr Neubert," erwiderte Willy. „Die nächsten Tage müssen darüber entscheiden. Ich kann Ihnen allerdings meine Schuld noch nicht abtragen; aber seien Sie versichert, daß meine Schwester und ich alles aufbieten werden, was in unseren Kräften steht . . ."

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, junger Mann," fiel ihm Robert streng ins Wort, „daß ich es für höchst ungerecht finden würde, wenn Sie Ihre Schwester an der Verpflichtung teil nehmen lassen wollten, die Sie auf Ihre eigenen Schultern genommen haben. Ihr eifrigstes Bestreben sollte vielmehr dahin gehen, Ihre arme Schwester zu schonen. Sie hat kein Unrecht begangen und verdient daher auch nicht die Folgen davon zu tragen. Was soll überhaupt aus dem schutzlosen Wesen werden, wenn Sie von hier weggehen?"

„Olivia gedenkt irgend eine Stelle als Bonne oder Gouvernante in England anzunehmen, wenn ich einmal dort bin," sagte er, tief gedemütigt, denn er sah nun ein, wie unmännlich es von ihm gewesen war, Oliviens angebotene Hilfe anzunehmen.

„Dies hieße Ihre Schwester nur von neuem allen möglichen Wechselfällen preisgeben," entgegnete Herr Neubert tadelnd. „Ueberlegen Sie sich die Sache ernstlicher, bevor Sie handeln. Meine Forderung darf Sie nicht drücken, denn ich stunde sie Ihnen. Allein bevor Sie sich wegen einer neuen Stelle verpflichten, möchte ich Sie bitten, mir hievon Kunde zu geben. Ich habe den anderen Commis, welche ich wegen der Reduktion meines Geschäfts entlassen mußte, auf ihre Bitten gute Stellen verschafft, und würde Ihnen ein Gleiches gethan haben, wenn Sie mich darum ersucht hätten! Also auf Wiedersehen, wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sind!"

Wilhelm war um so tiefer gedemütigt, als er sich sagen mußte, daß Herr Neubert ihn mit mehr Wohlwollen behandelt, als er verdient hatte. Er fühlte die Kette, an welcher ihn der Kaufherr hielt, schmerzlich und hätte sich lieber in anderer Weise seinen Lebensweg selbst gemacht. Verstimmt kam er nach Hause, wo Olivia ihn mit strahlendem Gesicht empfing.

„Rate 'mal, Willy, wer mich heute besucht hat?" rief sie dem verstimmten Bruder entgegen. „Aber Du wirst es nie erraten, glaub ich!"

„Kann mir gleichgültig sein, Livia," versetzte er verdrossen. „Wollte Gott, ich hätte erst die Heimat im Rücken und könnte ein neues Leben beginnen! Wenn unsereiner einen Fehltritt begangen hat, muß er sich ihn auf Schritt und Tritt vorwerfen lassen!"

„Was ist denn geschehen, Willy?"

„Ach, nichts — ich erzähle Dirs ein andermal. Kann ich mein Abendbrot haben?"

„Weshalb denn so eilig, Willy?"

„Ich muß noch zu Rautenberg, dem Sensal, und mich erkundigen, ob er keine Stelle für mich weiß — mit Herrn Neubert bin ich fertig!"

„Doch nicht im Unfrieden geschieden, Willy?" fragte sie erschrocken. „Du solltest demütiger und dankbarer sein, Bruder, sonst kommst Du nicht durch die Welt. Herr Neubert hat so großmütig an Dir gehandelt, daß ich fest überzeugt bin, er meint es nur gut mit Dir . . ."

„Und doch hat er mich heute entlassen und aufs Pflaster gesetzt — schöne Großmut das! Er will nicht, daß wir beide nach England gehen sollen; er will mich daran hindern!"

„Dann meint er es sicher nur gut mit Dir und mir, lieber Willy, denn denke Dir: — Herr Neubert war heute Nachmittag selbst hier . . ."

„Er? und was will er hier?"

„Er hat Dich und mich auf morgen zu Tische geladen und ich habe in Deinem Namen zugesagt," erwiderte sie mit inniger Freude. „Er meinte, ich dürfe an seiner Junggesellen-Wirtschaft keinen Anstand nehmen, denn er habe eine höchst respektable und gebildete Dame als Haushälterin, welche die Honneurs des Hauses machen werde . . . Gib acht, lieber Bruder, das bedeutet nur Gutes!"

Wilhelm konnte sich davon nicht überzeugen, denn die Begegnung war ihm keine angenehme, aber er schwieg, denn er wollte Olivia nicht kränken.

Am folgenden Tage war es Tauwetter und der Regen goß in Strömen herab und Bruder und Schwester erwogen bedächtig, ob sie sich in ihren dermaligen Verhältnissen den Luxus einer Droschke erlauben könnten, um nach dem entlegenen Landhause des Herrn Neubert zu fahren, als dieser ihnen seine eigene Equipage sandte, um sie abzuholen. Sie fuhren hin und wurden mit gewinnender Freundlichkeit empfangen, denn Robert als Wirt war ein ganz anderer wie als Prinzipal in seinem Comptoir. Er war voll Herzensgüte gegen seine beiden Mündel, wie er sie scherzend nannte, und eine lebhafte anregende Unterhaltung, an der auch die Wirtschafterin, Frau Harleng, Anteil nahm, würzte das Mahl. Von Geschäftssachen war gar keine Rede, bis nach der englischen Sitte, welche Robert bei sich eingeführt hatte, nach dem Dessert die Damen das Zimmer verließen und die beiden Herren allein zurückblieben.

„Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, Herr Kreuzhaagen," hub Robert jetzt an, als er die Verlegenheit seines Gastes sah. „Sie sind gestern vielleicht grollend von mir weggegangen, weil ich Sie aus meinen Diensten entlassen habe; aber eigentlich wollte ich Sie damit nur auf die Probe setzen, ob Sie auch genug Selbständigkeit und Mannhaftigkeit in sich hätten. Sie wissen nicht, daß Sie für mein ganzes Betragen gegen Sie Ihrer Schwester Olivia zu Dank verpflichtet sind, die einst mich hier aufsuchte und unter Eröffnung Ihres Fehltritts meine Verzeihung für Sie nachsuchte. Seither habe ich Sie nicht aus dem Auge gelassen und mich überzeugt, daß Sie allen Versuchungen widerstanden und sich Mühe gaben, meine Achtung wieder zu gewinnen. „Ich bin nun überzeugt, daß Sie der Mann sind, um unter anderen Verhältnissen gerechten und billigen Erwartungen zu entsprechen. Was meinen Sie? wie wäre es, wenn ich Ihnen Gelegenheit gäbe, in Amerika Ihr Glück zu versuchen, wenn ich Ihnen die Vertretung meiner Stelle in einem Handlungshause übertrüge, bei dem ich beteiligt bin?"

„Ist dies Ihr wirklicher Ernst, Herr Neubert? Wie hab' ich dies um Sie verdient?" stammelte Willy mit Thränen in den Augen.

„Bemühen Sie sich hinfort, mein Vertrauen zu rechtfertigen, wenn Sie mein Stellvertreter in Boston sind!"

„Und Olivia? was soll aus ihr werden, da ich sie doch wohl nicht mitnehmen darf?" fragte Wilhelm.

„Oliviens Zukunft sei meine Sorge, junger Mann! Mitnehmen können Sie sie nicht, denn je weniger Ballast Sie haben, desto besser werden Sie fortkommen!"

„O, Sie irren, Herr Neubert!" rief Wilhelm lebhaft. „Livia ist kein Ballast, sondern die beste Trösterin, die treueste Gefährtin, und das gute edle Wesen hängt mit solcher Liebe an mir, daß es ihr das Herz brechen würde, hier allein zurückzubleiben. Ja, sehen Sie, Herr Neubert, ich glaube, ich bin eine solche Memme, daß ich es nicht übers Herz bringe, sie von der Notwendigkeit unserer Trennung in Kenntnis zu setzen!"

„Nun denn, so überlassen Sie dies mir!" erwiderte Robert lebhaft. „Sagen Sie ihr vorerst noch nichts von unserem Abkommen, und sorgen Sie nur dafür, daß ich Olivia morgen vormittag um 11 Uhr allein treffe. Dann wird alles gut werden!"

Olivia saß am andern Morgen emsig an ihrer Arbeit, als es an der Thüre pochte. Sie riegelte auf und öffnete diese und war überrascht, Herrn Robert Neubert vor sich zu sehen, der ihr freundlich die Hand schüttelte und guten Tag bot.

„Wilhelm ist ausgegangen," stammelte sie dann verlegen.

„Mein Besuch gilt nicht ihm, sondern Ihnen, mein Fräulein," erwiderte Robert und sein Auge hing gespannt an ihrem lieblichen, glühenden Antlitz. „Ich wollte mich zunächst erkundigen, ob Sie gestern gut nach Hause gekommen sind?"

„O, gewiß," lispelte sie, immer betretener.

„Und dann, um zu fragen, ob Ihr Bruder Wilhelm Sie schon mit seinem neuen Lebensplan bekannt gemacht hat?" fuhr er lächelnd fort, als sie verwundert zu ihm aufblickte. „Sie wissen also noch nicht, daß er Sie verlassen wird, um mein Stellvertreter in Boston zu werden? Erschrecken Sie nicht darüber, Sie erinnern sich ja, daß wir beide neulich mit einander übereinkamen: das beste Mittel, um ihn wieder auf den guten Weg zu führen, dürfte eine Versetzung in andere Lebensverhältnisse sein. Nun ist mein Associé in Boston ein frommer, gemütvoller Mann, in dessen Familie Wilhelm freundlich aufgenommen sein wird. Lassen Sie mich nun hören, ob Sie damit einverstanden sind, ob Sie den Mut haben, sich von ihm zu trennen?"

Oliviens Haupt senkte sich nachdenklich auf die Brust, sie schwieg eine Weile, den Vorschlag erwägend. Dann blickte sie mit feuchtem Auge auf und sagte: „Vielleicht ist es für unser beider Bestes, wenn Willy weggeht! Ich will seinem Glücke nicht im W ge sein. Für mich findet sich wohl irgend eine Stelle, und jeder Pfennig, den ich verdiene, soll dann dazu bestimmt sein, meines Bruders Schuld gegen Sie abzutragen!"

„Bah, denken Sie doch an die langen, drückenden Opfer, die Sie dadurch übernehmen, Fräulein Kreuzhaagen!"

„Sie sollen mir leicht werden, wenn sie nur Willy frommen!"

„Nein, mein Fräulein, es gibt ein anderes Mittel, die Schuld Ihres Bruders abzutragen!" flüsterte Robert, erfaßte ihre Hand und blickte ihr ernsthaft und erwartungsvoll in die Augen. „Wollen Sie mich bezahlen, wie ich es wünsche?"

„O, Sie scherzen grausam, Herr Neubert!“ flüsterte sie verwirrt; „ich, die arme Arbeiterin, die nichts hat als . . .“

„Ein treues Herz und eine geschickte, liebreiche Hand,“ fiel er ihr ins Wort. „Livia, schenken Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand und Sie beglücken mich und sich, und unser Schuldbuch sei vernichtet!“

Sie riß sich los und barg ihr Haupt schluchzend in die Kissen; aber Robert verstand sie. Er gestand ihr, daß er sie schon bei jener ersten Begegnung achten gelernt, daß er sie seither beobachtet, sich nach ihr erkundigt, sie geliebt und bewundert habe, eben wegen der Geradheit und Tüchtigkeit ihres Wesens, wegen des passiven Mutes, mit dem sie als Arbeiterin dem Schicksal die freundlichste Seite abgewann, und daß er in ihr allein Ersatz finde für eine unglückliche Jugendliebe, von der ihn des Vaters Machtgebot einst getrennt und in die Ferne getrieben, was sein Wesen vor der Zeit so ernst gemacht habe. Er versicherte sie, daß er mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, nun wieder gut zu machen, was des Vaters Mangel an Freundschaft an ihrem Lebensglücke verschuldet habe . . . . Und seine Worte kamen so von Herzen, daß die arme Fächermalerin endlich aufblickte und in seine ausgebreiteten Arme sank, so daß Willy, als er heimkehrte, stutzig ward und vor Groll überwallen wollte, bis er von dem glücklichen verlobten Paare dahin verständigt ward, Olivia büße ja eigentlich jetzt für fremde Schuld, und mache dadurch drei Menschen unendlich glücklich.

Etwas von der Linde.

Ein kühler Trunk in stattlichem Humpen ist allzeit deutscher Männer Lust gewesen. Wo der edle Gerstensaft quillt, wo der goldene Wein im Römer blinkt, da sitzen sie gern, da sitzen sie fest, und sagen und singen von allem Großen und Schönen, was die Brust erfüllt und das Herz erhebt. Niemals aber klingen die Gläser heller, niemals leeren und füllen sie sich schneller, als wenn zu Preis und Ehre schöner, wackerer Frauen, holder, sittsamer Bräute getrunken wird. Darum, ihr schönen Frauen, ihr holden Bräute — doch, was lacht ihr? Und ihr, deutsche Männer, was zieht ihr die Stirn, den Mund in grämliche Falten? Hofft ihr dort, fürchtet ihr hier, daß ein Täßchen Lindenblütenthee gekocht und fein säuberlich präsentiert werden soll? So ist es nicht gemeint, ob zwar besagtes Tränklein gar lieblich und so zweifelsohne sein soll, wie der frischgefallene Schnee! Nein, es galt nur, euer Wohlwollen für einen Baum zu gewinnen, der auf manchem Platze größerer Städte gesehen, nur Bedauern erregt. Ihr meint, das sei nicht nötig? Der Linde Lob sei so oft gesungen, der Duft ihrer Blüten sei so süß und verführerisch, um ihren Stamm tanze es sich so leicht und schön, in dem Schatten ihres Laubes ruhe und träume es sich so wonnig! Sehr gut; aber nicht alle denken, wie ihr denkt, nicht alle sind Schwärmer, gleich euch, und die Dorflinde kennt man in den Städten nicht, selbst nicht einmal „Unter den Linden“ in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Glaubt nur, der Idealismus der Deutschen hat auch seine schwache Seite! Wie gäbe es sonst so manchen guten Gasthof, der sich „zur Linde“ nennt, oder „zu den drei Linden“, oder gar „zu den sieben Linden“?

Alte Namen freilich, so alt, daß sie an's Heidentum erinnern und den altgermanischen Götterglauben, von welchem das deutsche Haus und der deutsche Brauch noch der Ueberreste genug aufzuweisen hat.

Die Linde ist der „Baum der Wohnlichkeit“, im Gegensatz zur Eiche, welche die Zurückgezogenheit liebt, und der Typus des Milden, Weichen, Weiblichen, wie diese des Männlichen, Kernigen, Trotzigen. Als liebevolle, teilnehmende Freundin schließt sie sich den Ansiedelungen der Menschen an, als treue Hüterin überschattet sie das Haus; nur selten vereinigt sie sich mit einigen Schwestern zu einer Gruppe, niemals bildet sie einen Wald.

Viele Ortsnamen verdanken der Linde ihre Entstehung, z. B. Hohenlinden, Lindau, Lindenthal; auch Leipzig heißt „Lindenstadt“, nach dem slavischen Worte „Lipa“, die Linde, und ebenso entlehnten viele Familien ihre Namen dem gastlichen Baume. Die Linde bewacht auch die Schlummerstätte der Abgeschiedenen, sie ist die Wächterin der Friedhöfe. Fast in jedem Dorfe steht noch oder stand früher am Eingange des Kirchhofes eine Linde, unter deren weitragenden Aesten sich die Gemeindeangehörigen nach der Arbeit und den Mühen des Tages zu versammeln pflegten. Diese Zusammenkünfte fanden z. B. in Hessen kurz vor oder nach dem Abendläuten statt, und wurden vom männlichen Teile der Dorfbewohner eifrig besucht; sie dienten dazu, die obrigkeitlichen Erlasse, die Angelegenheiten der Gemeinde und die Tagesbegebenheiten zu besprechen und zu beraten.

Unendlich viel Friedliches, auch des Blutigen genug, weiß die Linde zu erzählen. Ihr Laubdach überschattete die Bildnisse oder Zeichen der Götter in den heiligen Hainen, sie vernahm die Beratungen der freien Männer, an ihrem Stamme hingen diese ihre Schilde auf. In Upsala stand vor dem Eingange des großen heidnischen, im elften Jahrhundert von den Christen zerstörten Tempels eine Linde, unter welcher die Thinge (Gerichtsversammlungen) unter dem Vorsitze der Könige stattfanden. Zu Altdorf und Staats wurden unter der Linde Volksgerichte gehalten, zu Ingelheim das Centgericht, zu Dortmund stand die Vehmlinde. Unter einer alten dreiästigen Linde zu Nortorf in Schleswig-Holstein schloß man Trauungen und Verträge, die man durch Aufdrücken des Daumens (doppen, tupfen) auf den Baumstamm bestätigte. Doch auch Festjubel umrauschte die geliebte Teilnehmerin an allen Geschicken der Menschen, und bis in die neueste Zeit tanzt man unter der Dorflinde.

In einzelnen Lindensagen finden sich noch Spuren des Mythus, daß in den Bäumen beseelte Wesen wohnen.

In einer Linde bei Brcezinka in Böhmen wohnt eine „weiße Frau“, die bei besonderen Veranlassungen aus derselben hervorkommt; alle Volksfeste und Frühlingsspiele wurden bei dieser Linde abgehalten. Zu Wessalacre bei Nevela steht ein tausendjähriger Lindenbaum, aus dessen Strunk eine junge Linde aufschoß, bei der nachts eine weiße Frau spann. Im Bodekessel, auf dem Unterharz, gab es eine Linde, in welcher ein freundlicher Zwerg wohnte. Der Spuk- und Gespenstergeschichten, welche sich an Lindenbäume knüpfen, gibt es eine Legion; auch in frommen Legenden, zumeist wohl Nachklängen des untergegangenen Götterkultus und Vermittlerinnen des heidnischen und christlichen Elementes, spielen sie eine hervorragende Rolle und dem Aberglauben bieten sie das schätzbarste Material. Mit Lindenholz werden die Kräuter ausgegraben, welche gegen angezauberte Krankheiten helfen sollen. Streut man Lindenasche auf die Aecker, so verschwindet das Ungeziefer, das auf zauberische Weise entstand. Die Linde soll vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, und bindet man Lindenbast auf die Brust, so ist man vor Zauberei gefeit. Schlägt man behextes Vieh mit Lindenruten, so trifft man zugleich die Hexe. Auch dieser Volksglaube deutet auf hohes Altertum, auf die alten Götter selbst, zu denen wir zurückkehren müssen, um uns den Uebergang der heidnischen Anschauung zur christlichen vergegenwärtigen zu können.

Die Linde war der Herka und der Holda heilig. Frau Herka wurde als Riesin gedacht, einmal warf sie einen gewaltigen Stein nach einer christlichen Kirche; sonst erscheint sie wohlthätig und kulturfreundlich. Sie wohnte in Hackenstein im Havellande, und in eine Höhle des Berges trieb sie nachts ihre Hirsche und Rehe, sowie andere Waldtiere. Eine ihr wesentlich gleiche Göttin ist Holda, der die Linde gleichfalls heilig war. Dieser Göttin Name klingt unverkennbar an den der Hel an, der Repräsentantin des gebärenden und zerstörenden Naturprinzips. Es ist, sagt Simrock in seiner „Deutschen Mythologie“, ein tiefes, schauriges Geheimnis, das der alte Götterglaube hier andeutet: Tod und Leben, ja, Leben und Sterben sind unzertrennlich verbunden; Anfang und Ende reicht sich im Menschenleben die Hand. Auch die böhmische Libussa, deren Name auf Lipa, Linde, weist, ist eine solche Lindengöttin; unter einer Linde wurde sie, vielleicht als Orakelspenderin, verehrt. Sie ist die Göttin der Liebe, das „goldene Weib“, unter welchem Namen alle slavischen Völker die Beschützerin des Ehesegens verehrten; aber sie waltete auch in der Tiefe und ist Todesgöttin gleich Hel. Dem slavischen Todesgott Flinz wurde ebenfalls unter einer Linde geopfert Vielleicht nicht von ihm verschieden war der gleichfalls slavische Lindengott Lubbe oder Luba, dessen Baum den Lübeckern zwar als Lebenssymbol galt, der aber auch Menschenopfer forderte.

Als die alten Götter verschwanden, blieben doch die ihnen heiligen Bäume noch lange ein Gegenstand der Verehrung und heiligen Scheu und mußten es um so mehr bleiben, als der Platz, an welchem sie verehrt wurden, nicht verwaiste, sondern von den christlichen Heiligen eingenommen wurde. Neben den Linden erhoben sich Kapellen; zu diesen wallfahrte man, strömten von allen Seiten die Gläubigen zusammen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn neben ihnen Herbergen entstanden, welche den Pilgern Speise und Trank und für die Nacht ein Obdach boten; sie standen wohl auch selbst unter dem Laubdache der alten, weitgeästeten Bäume. Jedenfalls entlehnten sie den Namen von den Linden, in deren Nähe sie errichtet waren, die ihre Zweige schirmend über ihn ausbreiteten; daher datieren also die Gasthäuser „zur Linde“, „zu den drei Linden“, „zu den sieben Linden“, selbst noch in den Zahlen drei und sieben auf eine Zeit deutend, da der Baum als ein heiliger gehalten wurde.

Bei dieser Gelegenheit sei es verstattet, die Leser mit einigen berühmten Linden bekannt zu machen. Von den historisch-denkwürdigsten mögen zwei Erwähnung finden. Graf Adam von Habersdorf lud am 15. Mai 1625 die Bewohner Oberösterreichs nach Beendigung des Bauernkrieges zur großen Linde auf dem Haushammerfeld und begann dann das sogenannte Frankenberger Würfelspiel, bei welchem stets zwei Bauern auf dem Mantel des Scharfrichters darum würfeln mußten, welcher von ihnen beiden gehängt werden sollte. Unter der Linde zu Münschweiler bei Murten hielten die Schweizer Kriegsrat, als sie im Jahre 1476 gegen Karl den Kühnen zu Felde zogen, und nach ihrem Siege pflanzten sie einen Zweig derselben auf den Marktplatz zu Freiburg.

Einzelne Linden breiten ihre Aeste so weit aus, daß diese gestützt werden müssen. Auf dem Gottesacker zu Annaberg steht eine ungeheure Linde, die noch an sieben Meter im Umfange, zwei Meter im Durchmesser und zehn Meter lange, unten am Stamme herausgewachsene und auf vierundzwanzig Säulen ruhende Wurzeln oder Aeste hat. Die älteste und größte Linde ist wohl jene zu Neustadt am Kocher; sie war schon im Jahre 1229 ein stattlicher Baum, und im Jahre 1408 hieß es von ihr:

„Vor dem Thore eine Linde staht,
Die siebenundsechzig Säulen hat.“

Im Jahre 1558 ließ Herzog Christoph einen vierfachen Gang von hundertundfünfzehn Säulen erbauen, welche ihre Aeste trugen. Jetzt hat

der Stamm einen Umfang von ca. 11 Metern und einen Astraum von ca. 135 Metern. Die große Linde auf dem Kirchhofe zu Caditz bei Dresden, die einen Umfang von ca. 14 Metern hat, ist von Säulen und Balken gestützt und noch größer als die zu Blumberg in der Lausitz; Stamm und Hauptäste sind ganz hohl. Ihr Stammdurchmesser beträgt 4 Meter; ihr Inneres ist zugänglich und mehrere Personen können sich gleichzeitig ganz bequem in ihr aufhalten. Noch in den dreißiger Jahren bemerkte man an ihr etliche Eisen, an welchen diejenigen befestigt wurden, die ehemals hier Kirchenbuße thun mußten. Die Halter standen ursprünglich nahe aneinander, doch wurden sie allmählich durch den Zwischenwuchs des Holzes weiter auseinander getrieben, so daß sie zuletzt über einen Meter von einander standen und schließlich ganz überwachsen waren.

Ein altehrwürdiger Bau war die St. Corbinianlinde bei Freising. Sie gehörte zu den fünf größten Bäumen Deutschlands und neun Männer umspannten kaum ihren Stamm; St. Corbinian hat sie der Sage nach gepflanzt. An das Leben dieses Baumes sollte Freising's Schicksal geknüpft sein; düstere Ueberlieferungen meldeten, sterbe die Riesenlinde einst ab, so habe auch Freising's letzte Stunde geschlagen. Die unheimliche Prophezeiung ging jedoch nicht in Erfüllung. Die Corbinianlinde wurde nämlich in der Nacht zum Ostersonntag 1865 in leichtsinniger Weise zerstört, indem einige junge Burschen, welche ein Eichhörnchen aus dem Baume vertreiben wollten, in dem hohlen Innern ein Feuer anzündeten, welches um sich griff und den Baum verzehrte; Freising steht aber noch heutigen Tages. Endlich verdienen noch Erwähnung die Linde, welche zu Mölln das Grab Till Eulenspiegels beschattet, und die hohe Tübinger Linde. Als im Jahre 1534 Herzog Ulrich von Würtemberg Tübingen eroberte, warf er ein Lindenreis, welches er an dem Hute trug, mitten auf den Schloßplatz, wo es sogleich eingepflanzt wurde. Aus demselben ist die berühmte Tübinger Linde emporgewachsen.

D. Cronen.



Baronin (in der Faustvorstellung): „Graf, können Sie es begreifen, daß ein Mann wie dieser Mann, durch so viele Akte, einer bürgerlichen Person, wie diese „Grete," nachlaufen kann? Nicht wahr, unbegreiflich!"

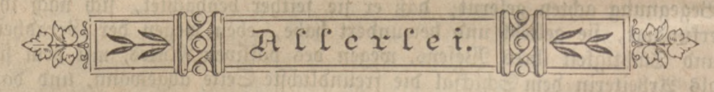
Unsere Bilder.

Natalie, Königin von Serbien. Diese hohe Dame, welche in letzter Zeit in Wiesbaden lebte und öffentlich erklären ließ, daß sie in die angesonnene Scheidung von ihrem königlichen Gemahl nicht willigen werde, ist am 2./14. Mai 1859 in St. Petersburg (?) geboren als die Tochter des kaiserlich russischen Obersten v. Keschko und seiner Gemahlin Pulcheria, einer geborenen Fürstin Sturdza. — Teils ihre Schönheit, teils ih[r] Reichtum und die vielerlei Beziehungen zu den angesehensten und einflußreichsten hohen Adelsfamilien der Balkanhalbinsel lenkten die Wahl des damaligen Fürsten Milan auf die junge Dame, und die Vermählung fand am 17. Oktober 1875 statt. Die Erziehung der Königin ist ganz diejenige einer vornehmen Russin mit allen ihren Licht- und Schattenseiten. Personen, welche in ihre Nähe kamen, schildern sie als eine der schönsten Frauen, von wahrhaft königlichem Anstand und bezaubernder Liebenswürdigkeit. Die Königin verließ vor einigen Jahren ihren Gemahl, nahm ihren Sohn Alexander mit sich, ging nach Rußland und stellte sich und ihren Sohn angeblich unter den Schutz des Zars. Dann ging sie nach Italien u. s. w., um dort zu leben; der König versucht vergebens sie zur Rückkehr zu bewegen, zuletzt vor einigen Monaten bei einer persönlichen Begegnung in Wien, welche jedoch nicht das gewünschte Ergebnis gehabt zu haben scheint, denn die Königin ging mit ihrem Sohn nach Wiesbaden, wohin der König ihr den serbischen Kriegsminister schickte, um ihr die bevorstehende Ehescheidung zu verkündigen und den Kronprinzen abzuholen Kurz nach der Abreise des Kronprinzen reiste die Königin bekanntlich zuerst nach Wien und dann nach Paris.

O. M.

Panorama von Berlin. Unser vorstehender Holzschnitt führt uns abermals drei von den öffentlichen Gebäuden Berlins vor, nämlich die Neue Wache mit dem Kastanienwäldchen, das königl. Opernhaus und das königl. Schauspielhaus. Die Neue Wache, von welcher das oberste Bild eine Ansicht gibt, steht neben dem Zeughause am östlichen Ende der Straße Unter den Linden und wurde 1818 nach Schinkels Entwürfen in Gestalt eines römischen Castrums mit dorischen Säulen erbaut. Das Giebelfeld zeigt hübsche Skulpturen und zu beiden Seiten des Baues erheben sich die Marmorstandbilder des Generals Grafen Bülow von Dennewitz und des Generals v. Scharnhorst, des Schöpfers der preußischen Landwehr, beide von Rauch. In dem Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache stehen drei Kolossalgeschütze aus der Beute von 1813. Hier versammelt die aufziehende Wachparade mit Musik jeden Tag zwischen 11 und 12 Uhr zahlreiche Menschenmassen. — Das jetzige Opernhaus, von Langhans erbaut, steht auf der Stelle des 1843 abgebrannten älteren Opernhauses, welches Knobelsdorf in den Jahren 1840—42 erbaut hatte. Es ist, anderen Theatern gegenüber, von beschränkten Raumverhältnissen, nur 91 Meter lang, 32 Meter breit und nur 23 Meter hoch. Die Fassade ist mit Statuen, Basreliefs und anderen Skulpturen reich geschmückt, im Innern glänzend eingerichtet und mit prachtvollen Dekorationen versehen. — Das königl. Schauspielhaus, von welchem das unterste Bild auf unserem vorstehenden Holzschnitt eine Ansicht gibt, steht am sog. Gendarmenmarkt zwischen der Neuen Kirche und der Französ. Kirche, und nimmt ebenfalls die Stelle eines frühern, um 1800 erbauten, aber abgebrannten Theaters ein. Es wurde von 1818 bis 1821 nach dem Plane von Schinkel errichtet, ist 77 Meter lang und mit dem oben angebrachten Bildwerk 37,5 Meter hoch. Vor seiner Freitreppe steht das Schillerdenkmal von Reinh. Begas, und der Platz um dasselbe herum heißt nun Schillerplatz und ist mit Gartenanlagen geschmückt. Die innere Einrichtung des Schauspielhauses ist ganz den griechischen Formen und Konstruktionen angepaßt und gilt für eines der größten Meisterwerke der neuen Baukunst. Die breite große Freitreppe, unter welcher die Anfahrt liegt, führt zu einem Peristyl von sechs jonischen Säulen, über dessen Giebelfeld ein Apollon mit dem Greifengespann steht. Die Treppenwangen sind mit schönen Bronzegruppen verziert.

O. M.



Allerlei.

Englisch. „Kellner, Sie aben frisch Brot, ick uollen altgebacken Brot. — „Bedaure, ist momentan nicht da." — „Uell, dann ik uerde uarten, bis ist geworden altbacken."

Unähnlich. Er: „Liebes Weibchen, soeben komme ich vom Maler. Morgen ist mein Bild fertig — Du wirst sehen, wie treu es ist!" — Sie: „Dann kann es Dir nicht ähnlich sein." (Lustige Blätter.)

Kindermund. Großmutter: „Das ist hübsch von euch, Kinder, daß ihr eure kranke Großmutter besucht. Sehe ich nicht sehr bleich aus?" — Else: „Ja, ja, Dein Gesicht ist so weiß wie Papier." — Kurt (einfallend): „Wie liniiertes Papier." (Humor. Blätter.)

Verkehrte Welt. A.: „Bist Du denn verlobt?" — B.: „Nein." — A.: „Na, wozu trägst Du denn einen Verlobungsring?" — B.: „Damit mir die Damen nicht lästig fallen." (Dorfbarbier.)

Feuerheller. Unter dem Namen des Feuerhellers bestand seit dem 14. Jahrhundert in Breslau eine Auflage, welche von jedem Viertel noch im Jahre 1468 erhoben wurde. Der Ursprung des Feuerhellers ist vermutlich in dem Brenngelde zu suchen, welches im Jahre 1349 Herzog Bolko den Bürgern von Löwenberg festzusetzen gestattete, als er ihnen eine Vereinigung gegen Räuber und Diebe gestattete, wahrscheinlich um die Kosten zur Verfolgung derselben aufzubringen, wie später die Kosten gegen Feuersgefahr.

E. K.

Die größte und bequemste Küche. — Das in der Nähe von Coimbra in Portugal befindliche Lustschloß der Gräfin Anadia hat eine ungeheure und auf das prächtigste eingerichtete Küche. Ein Fluß strömt mitten durch, aus dem der Koch erst unmittelbar vor dem Anrichten die Fische fängt. — Der Herzog von Wellington hat sich hier öfters mit Fischen vergnügt.

St.

Die erste Entdeckung Amerika's. — Unter diesem Titel veröffentlicht Anderson, Minister der vereinigten Staaten, eine Flugschrift, welche auch in deutscher Uebersetzung im Verlage Richter in Hamburg erschienen ist. Der Verfasser beweist durch die isländischen Chroniken, daß die norwegischen Seefahrer lange vor Columbus Grönland und die nordamerikanischen Küstenländer Helleland, Winland und Groß-Irland entdeckt haben. Die ersten Europäer, welche nachweislich den Boden Amerikas betreten haben, waren die Gebrüder Leif und Thorwald Eriksson. — Gleichzeitig veröffentlicht Herr Erichson, Direktor des Studienstifts St. Wilhelm in Straßburg, Briefe eines ehemaligen Straßburger Theologen, der nun als Naturforscher die Faröer-Inseln und Island bereist. Die Reiseberichte erscheinen im Straßburger „Kirchenbote" und bestätigen, daß Columbus im Jahre 1467 die Faröer-Inseln und Island besucht hat.

S.

Charade.

An meinen beiden Ersten quälet
Sich mancher arme Gymnasiast;
Wenn von Begeisterung beseelet,
Fühlt mancher Dichter ihre Last.

Auf meinen beiden Zweiten flieget
Die Menschheit heute hin und her,
Durch ihre schmale Brücke füget
Sich Land an Land und Meer
an Meer.

Im traulichen Familienkreise
Findst abends du mein Ganzes vor,
Da summt es seine alte Weise
Einförmig durch der Stimmen
Chor.

Homonym.

Wer von uns umfangen,
Sucht wohl zu erlangen,
Was wir ihm geraubt.
Daß im deutschen Norden
Ich zum Fluß geworden,
Mir der Leser glaubt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Thorwaldsen, Haller, Ostsee, Reseda, Wodan, Ader, Lanner, Datteln, Sandale, Elster, Neander; des Homonyms: Kappel, Pappel.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.